

Vielen Dank, Herr Dr. Loos

meine sehr verehrten Damen und Herren,

Warum veranstaltet das *Zentrum für ethische Bildung in den Streitkräften – kurz zebis* – in Kooperation mit der Katholischen Akademie eine Podiumsdiskussion zum Phänomen PTSD?

*Posttraumatic stress disorder* – im Deutschen mit Posttraumatischer Belastungsstörung übersetzt – ein Begriff, der psychische Reaktionen auf Extrembelastungen wie Auslandseinsätze zu fassen sucht.

Eine erste Teilantwort: Weil das *zebis* den Dialog mit politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Akteuren, mit Institutionen und Angehörigen der Bundeswehr zu zentralen ethischen Fragen des soldatischen Berufs und zu gegenwärtigen militär- und friedensethischen Diskursen sucht und fördern will.

Die zweite Teilantwort liegt in der sozialetischen Relevanz des Phänomens PTSD bei aus den Auslandseinsätzen heimkehrenden Soldaten.

Dieses Thema geht uns alle an. Es ist kein Randthema, es gehört in die Mitte unserer Gesellschaft.

Nach aktuellen Angaben des Sanitätsdienstes der Bundeswehr sind im Jahr 2010 offiziell 729 Soldaten der Bundeswehr an PTSD erkrankt.

Zur klassischen Symptomtrias gehören: immer wiederkehrende Bilder vom Geschehen, entweder als nächtliche Alpträume oder auch tagsüber, die sog. *flashbacks* – ausgelöst durch irgendeinen sensorischen Reiz, ein Geräusch, einen Geruch, eine Farbe.

Zweitens: Leben in ständiger Alarmbereitschaft. Sie zeigt sich in Übererregbarkeit, u.a. in Schlafstörungen, Nervosität und Reizbarkeit.

Drittens vermeiden die Betroffenen alles, was an das Trauma erinnert. Sie ziehen sich zurück, werden häufig depressiv.

Ihrem Wesen nach weisen interpersonelle Traumata – wie Kriegstraumatisierungen – und die Versuche ihrer Bewältigung eine *soziale* und *ethische* Dimension auf:

Traumata implizieren einen Bruch zwischen dem Einzelnen und seiner Umwelt, zwischen dem Einzelnen und seinen unmittelbaren familiären und sozialen Kontexten.

Der Betroffene verliert das Bewusstsein oder Gefühl für Kontrolle und Sicherheit in seinem Leben.

Das Trauma erschüttert das Gefühl des Verbundenseins mit anderen Menschen (*loss of connectedness*).

Es greift die fundamentalen Grundannahmen eines Menschen an und impliziert einen Riss im Lebenskontinuum – zwischen einem Leben vor den Ereignissen und einem Leben nach ihnen.

Traumata sind existentielle Erfahrungen mit moralischen und ethischen Implikationen,

die nicht oder nur sehr begrenzt an Außenstehende und Nicht-Betroffene vermittelt werden können.

Extreme Situationen im Einsatz können eine Weltwahrnehmung mit sich bringen, der nichts mehr als verlässlich gilt – insbesondere nicht das, was landläufig für ein Kennzeichen zivilisatorischer Normalitäten gehalten wird. Das Wissen darum, zu welchen Grausamkeiten menschliches Handeln imstande ist, können eine eigene Weltsicht konstituieren und – so der Sozialethiker Thomas Hoppe – zu einem letztlich nicht überwindbaren Leben in „getrennten Welten“ führen.

Ein Freund von mir war im ersten Kosovokontingent als Offizier im multinationalen Einsatz. Seine Aufgabe war es, u.a. Leichen zu entminen und einen kanadischen Militärarzt zu begleiten.

Die Konfrontation mit den Grausamkeiten, zu denen Menschen fähig sind, hat seine bisherige Sicht auf die Welt, seine moralischen Überzeugungen zutiefst erschüttert.

Für den Traumaforscher *Mardi Horowitz* sind traumatische Erlebnisse innerhalb einer Lebensgeschichte dadurch definiert,

dass der Betroffene sie nicht in die „inneren Muster“ seines Verhältnisses zur Welt integrieren kann. Zwischenmenschliche Traumata vernichten die Vorstellungen von Geborgenheit, das Bewusstsein des eigenen Wertes und die Überzeugung, dass der Welt eine sinnvolle Ordnung zugrunde liegt.

Anhand des Konzeptes der *shattered assumptions* – der erschütterten Annahmen – hat die Psychologin *Ronnie Janoff-Bulman* erläutert, wie die Grundannahmen über das Selbst und die Welt durch das Trauma erschüttert, ja zerschlagen werden können.

Für die Bewältigung traumatischer Erfahrungen ist die Integration des Widerfahrens in ein sinnhaftes Ganzes zentral. In der Traumaforschung spricht man in diesem Zusammenhang vom *sense of coherence* – dem Kohärenzsinn.

Seit Bundeswehrsoldaten in Auslandseinsätzen kämpfen, ringt die deutsche Öffentlichkeit und die Politik um Worte.

Friedensmission? Aufbauhilfe? Kampfeinsatz?

Die ZEIT betitelte diese Unklarheit über die Bedeutung und die Implikationen des parlamentarischen Mandats in Afghanistan, die sich in der individuellen Urteilsfindung des einzelnen Soldaten quasi personifiziert, treffend als „Kundus-Syndrom“.

Um Soldaten in der Bewältigung traumatischer Erfahrungen zu unterstützen ist Verantwortung gefordert –

Verantwortung auf Seiten der Politik, um ein solch klares Mandat zu ringen, *bevor* sie Soldaten in Auslandseinsätze entsendet.

Verantwortung der Gesellschaft für die heimkehrenden Soldaten – Würdigung dessen, was Soldaten in Einsätzen leisten und das Sichtbarmachen und Führen eines öffentlichen Diskurses über PTSD – wider Ausgrenzungs- und Stigmatisierungstendenzen, die auftretende posttraumatische Symptome allein einer sog. „vulnerablen Persönlichkeitskonstitution“ oder Prädisposition zuschreiben.

Verantwortung der Bundeswehr – im Bereich der Einsatzvorbereitung und der Fürsorge für ihre heimkehrenden Soldaten.

Sehr geehrter Herr Günther, sehr geehrte Frau Schult, sehr geehrter Herr Dr. Biesold, sehr geehrter Herr Schaller, meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich freue mich auf den nun folgenden Zugang zum Phänomen PTSD aus den Perspektiven der Politik, der Psychologie und Psychotherapie, der Militärseelsorge und auf die filmische Interpretation.